

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 46

Artikel: Vertrieben
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46
XX. Jahrgang
1930

Bern,
15. November
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Seltfame Genossen.

Von Wilhelm Jensen.

Ist das ein seltsamliches Gewander:
Ihr schrittet noch eben vergnügt mit einander
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein,
Du siehst dich um — da gehst du allein.

Er blieb zurück am Weggelände,
Das Wort auf den Lippen, er sprach's nicht zu Ende;
Ein wunderbarlich Gebahren, und doch
Scheint deins verwunderlicher noch.

Ganz ruhig gehst des Weges du weiter,
Hast schnell einen andern vergnügten Begleiter
Und fröhlich wieder zieht ihr drein
Durch Wälder und Wiesen und Sonnenschein.

So geht's eine Weile, das seltsame Wandern:
Dann kommt es an dich, dann hörst du die Andern
Noch weiter lachen ins sonnige Land,
Und du bleibst einsam am Wegesrand.

Vertrieben.

Erzählung von Johanna Siebel.

1

Es war im Hochsommer.

Meine Schwester weilte mit ihrem einzigen Töchterchen bei mir in der schönen Stadt am See, und wir erfreuten uns der Tage des Beisammenseins in sorgenloser Heiterkeit.

Wir wanderten über die Höhen, wir fuhren im Mondenlicht über die schimmernden Wellen, und die blauen Tage und die weichen, glanzdurchflossenen Nächte machten uns das Herz weit und dankbar.

In unserer fröhlichen, die Stunden genießenden Stimmung wurden wir bestärkt durch die zeitweilige Anwesenheit meines Schwagers, der sich für seine Ferien als besondere Ergözung ein Generalabonnement geleistet und zum Stützpunkt seiner Operationen die Stadt am See erwählt hatte. Als tüchtiger Generalabonnent durchquerte er das Land von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, doch seine Reiseerlebnisse gipfelten nicht so viel in einer Beschreibung der geschauten landschaftlichen Schönheit als in einer liebevoll gründlichen Erinnerung der genossenen Tafelfreuden, die er sehr häufig mit den Worten besiegelte: „Nun Sorge nur, Klara, daß wir, wenn wir nach Clarens zurückkehren, ein ordentliches Mädchen haben. Bemühe dich mal ein bißchen energisch um diese Angelegenheit. Je mehr sie vom Kochen versteht, um so besser. Sieh zu, daß du von hier aus eine mitnimmst. Am Genfersee bekommst du doch nichts Rechtes!“

Als der Aufenthalt meiner Verwandten sich seinem Ende näherte und die Nachforschungen Klaras noch zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt hatten, wurden die Mahnungen meines Schwagers Fritz noch ernster. Bevor er sich

zu seinem letzten größern Ausflug vorbereitete, der ihn nicht mehr in die Stadt, sondern direkt an den Lemaneer zurückführen sollte, drang er in Klara, ein Inserat im Tagblatt zu erlassen.

Dies wurde getan.

Klara weilte gerade mit ihrem Töchterchen bei Bekannten, als bei mir die Etageglocke schüchtern gezogen wurde. Von meinem Zimmer aus hörte ich, wie Lina, das Mädchen, sich draußen im Korridor mit einer unbekanntem Person unterhielt.

Nach einer Weile verstummten die Stimmen; die Etageglocke schloß sich wieder, und Lina trat zu mir ins Zimmer; in ihren Zügen arbeitete eine starke Bewegung: „Da war eine Person, Fräulein, die sich bei Frau Doktor Müller vermieten möchte; sie hat das Inserat im Tagblatt gelesen. Aber nach allem, was sie erzählt, glaube ich nicht, daß sie für Frau Doktor paßt. Sie ist verheiratet, Mutter von drei Kindern, hat jedoch vor einigen Tagen ihren Mann verlassen, weil sie ihres Lebens in seiner Nähe nicht sicher ist. Nun verdient sie sich ihren Unterhalt durch Buken. Heute und morgen arbeitet sie oben im Hause bei Lehrer Schneiders. Sie möchte gerne Frau Doktor selber sprechen und will morgen vormittag noch einmal anfragen. Ich kann mir aber nur schwer denken, daß Frau Doktor sie nimmt! Eine Frau, die ihre Kinder verläßt! Und wenn ich in einem Verşlag mit den Kindern unterkriechen müßte, und wenn ich sie mit den Zähnen davonschleppen müßte wie eine Kaze, ich tät's; ich verleiße meine Kinder nicht; ich wollte mich schon für sie wehren, so viel ist sicher. Meine

Mutter hat sich mit acht Kindern durchs Leben geschlagen und mußte für den Mann noch mit aufkommen. Prügel hat sie auch bekommen; daran ist man gewöhnt in unserem Stande. Und ist doch unentwegt auf dem Posten gewesen! Das war eine Frau! Oft, wenn der Zug vorbeikommen mußte, und der Vater anstatt sein Bahnwärteramt zu versehen, irgendwo betrunken im Graben lag, dann hat sie den Dienstmantel angezogen und die Mütze auf die dünnen grauen Haare gedrückt und ist dagestanden, die Fahne in der Hand; der Sturm hat sie umfaucht und in ihren strähni gen Haaren gewühlt, die Kälte war oft so, daß sie krumm davonging, und schlafen und essen sind immer knapp bei ihr gewesen. Aber die blieb auf dem Posten, die hätte ihre Kinder nicht dem Gemeinwohl überlassen! So viel ist sicher!"

Lina wischte sich über die Augen und verließ das Zimmer.

Die Abenddämmerung schlich leise in den Raum, als Klara mit Margret nach Hause kam.

Während sie ihre Sachen ablegte, fragte Klara: „Ist niemand da gewesen wegen der Stelle, Frik wird ungemütlich werden, wenn ich morgen abend ohne Mädchen heimkomme!"

Ich erzählte von der Frau, die vorhin als einzige sich gemeldet hatte.

„Die werde ich natürlich nicht nehmen“, erklärte Klara mit Bestimmtheit, „so etwas will ich mir nicht einwirtschaften!"

„Drei Kinderchen hat sie?“ fragte Margret und schmiegte sich dichter an mich, „und eines davon kann eben erst laufen? Du Mama, könnten wir sie nicht mit ihren Kinderchen zu uns nehmen?“

„Tollkopf!“ lächelte Klara, „was du dir da zusammen denkst!"

Ich aber gab Margret einen Kuß auf die weichen, kirschroten Lippen und schaute ihr innig in die lieben, klaren Kinderaugen; sie hatten sich plötzlich mit Tränen gefüllt.

Am andern Morgen gegen neun Uhr läutete es. Da Lina nicht öffnete, ging ich selber zur Türe.

Eine schmale, verhärmt aussehende Frau stand davor. „Ich möchte gerne Frau Dr. Müller sprechen!“ sagte sie scheu; „es ist wegen der Stelle. Ist sie schon vergeben?“

Mengstliche Hoffnung fragte und zitterte in der leisen Stimme.

„Die Stelle ist noch nicht besetzt!“ entgegnete ich, aber die jäh aufflackernde Angst auf dem schmalen, blassen Gesichtchen verhinderte mich, den Satz in der beabsichtigten Weise zu vollenden, und ich sagte ausweichend: „Meine Schwester ist noch nicht ganz fertig mit dem Ankleiden, sie packt auch ihre Koffer!"

Die Frau atmete auf: „Vielleicht darf ich in einer Stunde wiederkommen?“ fragte sie demütig, „ich bin ja in der Nähe; ich arbeite oben bei Frau Schneider!"

Ich vermochte nicht nein zu sagen. An ihrem dünnen Hals, der mattweiß aus einer verwaschenen Bluse emporstieg, flatterte das Blut in aufgeregten Schlägen. Sie sah so verheßt aus, die kleine Person. Es war fast, als biße sie die Zähne zusammen, um nicht laut zu weinen. Man mußte Mitleid mit ihr haben.

„Wie heißen Sie denn?“ fragte ich.

„Anna Wirz.“

In der demütigen Haltung, in der sie gekommen, entfernte sich die Frau.

Beim Frühstück erzählte ich Klara von der Begegnung.

„Ich möchte sie lieber gar nicht sehen, nach dieser Beschreibung!“ sagte Klara bedenklich, „nachher tut man vielleicht etwas, was man am Ende doch nur bereut!"

Gegen elf Uhr rief mich Klara ins Wohnzimmer: „Bitte komme doch, Helene, Frau Wirz ist da!"

Im Wohnzimmer stand die müde, schwächliche Gestalt der kleinen Frau.

In gütigem Forschen ruhten Klaras Augen auf ihr.

„Offen gestanden, verstehe ich nicht, Frau Wirz, wie Sie Ihre Kinder verlassen konnten. Es gibt ja wohl in jeder Ehe schwere Stunden, aber um der Kinder willen muß man sie ertragen.“

Frau Wirz' Hände fuhren zitternd über eine Narbe, die brennend über ihre Wade lief: „So hat er mich geschlagen, ich bin meines Lebens nicht sicher in seiner Nähe!"

Ein Schauer überlief die schmale Gestalt, und die großen blauen Augen schauten mit dem angstvollen Blick eines wunden Tieres, das in seiner blutenden Not einen Ausweg sucht. Leise flüsternd fügte sie hinzu: „Um der Kinder willen bin ich ja auch immer wieder zurückgekehrt; er hat mich immer wieder geschlagen!“ Sie erschauerte von neuem und rieb sich über die Hände, als wollte sie einen unsichtbaren Flecken von dort vertilgen. Dann sagte sie aufatmend: „Doch diesmal muß es ein völliges Ende haben; ich müßte mich vor mir selber schämen, wenn ich diesmal nicht stark bliebe! Die Stadt will die Kinder versorgen. Ach! Sie sind ja überall auf der weiten Welt besser untergebracht als bei einem solchen Vater!"

„So trennen Sie sich doch von ihm“, schlug Klara vor, und leben Sie hier mit Ihren Kindern zusammen!"

Die Frau schaute verzweifelt vor sich nieder: „Ich habe es ein paarmal versucht, ich habe die Kinder genommen, alle drei, und bin mit ihnen fortgegangen; gute Leute wollten uns helfen. Nach einigen Tagen hatte er uns immer wieder aufgespürt. Und wenn er dann so verstört vor mir stand und so sanft tat und alles Gute versprach, so habe ich ihm immer wieder geglaubt und bin zurückgekommen. Ach! Es ist jedes einzelne Mal eine Rückkehr ins alte Leid gewesen. Es wird auch nie anders werden. Dies weiß ich ganz sicher. Wer so schwach ist, kann sich nicht bessern, wie gut er sich's auch vornimmt. Und darum will ich aus der Stadt. Vielleicht, wenn ich eine weite Entfernung zwischen mich und alles Vergangene lege, daß es dann gelingt, daß ich ein wenig Ruhe finde.“

Die Frau sprach leise, in ihren Augen und in ihrer Stimme standen Tränen, wieder rieb sie so hilflos über die Hände. Sie schaute zu Klara empor.

In Klaras Gesicht kämpfte die Unentschlossenheit: „Werden Sie es denn aushalten können ohne Ihre Kinder? Haben Sie sich dies auch recht bedacht?“

„Ja!“ sagte Frau Wirz; und tonlos setzte sie hinzu: „Es wird schwer sein, aber so wie es ist, kann es unmöglich bleiben!"

„Wird es Ihnen auch in einer dienenden Stellung behagen, Frau Wirz? Sie sind doch nun an eine Art von

Selbständigkeit gewöhnt; ich will natürlich, daß die Arbeit in meinem Haushalt nach meinem Willen geht!“

Ein dünnes Lächeln überglitt das Gesicht der armen Frau, es war so dünn, daß aller Kummer sichtbar blieb, der darunter lag: „Ich werde mich in allem nach Ihrem Willen richten, Frau Doktor; ich werde mir die größte Mühe geben. Mit meiner Selbständigkeit ist es nie weit her gewesen. Ich bin das Gehorchen gewohnt!“

„Mein Mann hält es sehr genau in allem, Frau Wirz!“

„Ich will mir gewiß die größte Mühe geben“, wiederholte sie noch einmal demütig, „ich will arbeiten von früh bis spät. Sie sollen mit mir zufrieden sein, wenn Sie mich nur mitnehmen.“

„Ich gebe als Anfangsgehalt nicht mehr als fünfunddreißig Franken, Frau Wirz; der Haushalt ist klein und ich helfe selber gerne!“

„Es ist doch eine sichere Einnahme“, sagte die Frau, und ein leises Hoffen blühte auf in den müden, gequälten Augen, „ich kann den Kindern davon schiden; vielleicht kann ich ihnen alles schiden“, fügte sie zögernd hinzu, schüttelte dann aber entmutigt den Kopf: „Nein, zuerst wohl nicht, ich habe nichts weiter als das bißchen Zeug, was ich auf dem Leibe trage!“

Klara schaute die Frau mitleidig und fragend an.

„Ich getraute mich nicht in die Wohnung!“ sagte Frau Wirz, und ihre Augen verdunkelten sich.

„Arme Seele!“ flüsterte Klara.

Ich aber ging leise hinaus. Da war etwas in Gebärde und Haltung dieser Frau, was mir mit seinen Händen an die Kehle griff und den Atem erbangend eng machte.

Ehe ich's wußte, stand ich vor meinem Kleiderschrank und kramte in Kleidern und Wäsche.

Nach einer Weile trat Klara zu mir ins Zimmer. Tränen standen in ihren Augen: „Du, was meinst du, soll ich sie mitnehmen: Da könnte man vielleicht einmal etwas recht Gutes tun; sie sieht beklagenswert aus; ich kann ihr ja auch helfen, für die Kinder zu nähen.“

Klara verfiel die Hände: „Wenn ich nur wüßte, ob es das Richtige ist; sie tut mir unsagbar leid; man läßt sich aber natürlich viel Sorgen mit ihr auf; ich weiß auch nicht, wie Fritz sich dazu stellt. Was meinst du, Helene? So sprich doch auch endlich ein Wort!“

„Ich würde sie mitnehmen!“

Da ging Klara zurück zu Frau Wirz. Ich folgte ihr langsam mit den Kleidern.

„Meine Schwester meint, ich sollte es wagen und Sie engagieren!“ sagte Klara. Ein dankbarer Blick von Anna Wirz richtete sich zu mir herüber.

„Aber fühlen Sie sich denn auch wirklich stark genug?“ fragte Klara, „besonders kräftig scheinen Sie nicht zu sein!“

Die schwächliche Gestalt suchte sich ein wenig aufzuraffen und hielt den zarten Kopf gerader: „Ich kann viel aushalten, Frau Doktor, ach! Mehr als ein Mensch denkt! Sicher! Ich sehe nur ein bißchen schwach aus!“

Ich näherte mich mit meinen Sachen. „Das Kleid wird Ihnen etwas zu groß sein, Frau Wirz; hoffentlich wachsen Sie bald hinein! Hier ist auch ein einfacher Hut, und die Tacke paßt zu dem Rock. Für die Reise sind Sie nun ausgestattet!“



Das fleißige Hausmütterchen. (Aus einem photographischen Wettbewer.)

Wieder überhuschte jenes dünne Lächeln, unter dem man allen Kummer sah, das blasser Gesicht; schüchtern streckte sie mir die Hand entgegen: „Ich danke Ihnen, Fräulein, Sie sind sehr gütig!“

In Klaras ausdrucksvolle Züge kam plötzlich eine tiefe, forschende Nachdenklichkeit, sie überflog die schmale Gestalt: „Ist bei Ihnen auch sonst alles in Ordnung, Frau Wirz? Ich meine, ist da auch kein viertes Kindchen unterwegs?“

(Fortsetzung folgt.)

Tod im Park.

Stumm tritt der Tod durchs eiserne Portal.
Starr ruht sein Auge auf der Flucht der Rosen.
Des Mantels Saum streift blasse Herbstzeitlosen.
Der Abend dämmt nebelseucht und fahl.

Zusammenbricht der Springfontäne Strahl.
Und in des Herbststurms ungestümen Stößen
Des Parkes Riesen jäh ihr Haupt entblößen.
Die Kronen ragen geisterhaft und fahl.

Der Garten bebzt und stöhnt im Sturmchoral.
Die welken Blätter rascheln im Gehege.
Die Einsamkeit irrt weinend durch die Wege.
Stumm wandt der Tod durchs eiserne Portal.

Fr. Hofmann.